

(Nachdruck verboten.)

631

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Mein gutes Mädchen!“ hatte Mrs. Barfield gesagt, „ich bin zwanzig Jahre älter als Sie, und ich versichere Sie, daß mein ganzes Leben mir vorkommt wie ein kurzer Traum. Das Leben hier unten ist nichts; wir müssen beständig an das Leben denken, das später kommt!“

„Na, Alte!“ rief William plötzlich, „halt den Kopf ein bißchen hoch; achtzehn Monate ist freilich 'ne lange Zeit; aber es ist doch noch lange kein Leben. Sie wird's schon übersehen; und wenn sie wieder rauskommt, wollen wir sehen, was wir für sie thun können, um ihr zu helfen.“

Williams Stimme erweckte Esther aus ihrem Traum. Sie sah ihn an, und an dem Ausdruck in ihren Augen erkannte er, daß sie an ganz andre Dinge gedacht hatte als er vermutete.

„Ich dachte, Du sähest um Sarahs willen so traurig aus!“ sagte er.

„Nein,“ sagte sie, „ich dachte in diesem Augenblick nicht an Sarah.“

Williams Antlitz verdüsterte sich, denn er nahm es als sicher an, daß sie wieder über die Sündhaftigkeit des Wetzens nachgedacht hatte. Es war doch rein zum Tollwerden, eine Frau zu haben, die beständig an Dinge dachte, die nicht mehr zu ändern waren. Er bezahlte die Rechnung und sie bestiegen den nächsten Omnibus.

Vom Circus ab gingen sie zu Fuß, und die erste Person, die sie in ihrem Lokal erblickten, als sie es betraten, war der alte John. Er saß ganz allein da in einer Ecke des Zimmers auf einem hohen Schemel, und sein aschgraues, fast totenähnliches Gesicht war tief auf seine Brust herabgesunken. Der alte, ungestärkte, zerrissene Kragen, die zerfetzten Ueberreste einer Krawatte, die zweimal um den dünnen, verrunzelten Hals geschlungen und nach der Mode von vor fünfzig Jahren gebunden war, sahen schrecklich aus. Seine Stiefel waren zerrissen, seine Hosen schmutzig, fadenscheinig und bis zum Knöchel hinauf ausgefranst; sie waren auch vielfach gesplitzt, aber die Flicken hielten kaum mehr zusammen. Der einstmal schwarze Gehrock, jetzt grüngrau vor Alter, zerrissen und zerlumpt und viel zu groß für ihn, hing lose um den mageren Körper des Mannes herum. Er sah sehr schwach und matt aus, und seine wässerigen, kleinen Augen waren glanz- und ausdruckslos.

„Achtzehn Monate!“ sagte William, „verteufelt hartes Urteil für ein erstes Vergehen!“

„Ich bin eben erst gekommen. Charles sagte, Sie würden bald zurückkehren; aber es hat doch länger gedauert, als ich dachte.“

„Wir haben erst ein bißchen gefrühtstückt. Aber haben Sie denn gehört, was ich sagte? Sie hat achtzehn Monate bekommen!“

„Wer?“

„Sarah.“

„Ah, Sarah! War heute die Verhandlung? Also achtzehn Monate?“

„Was ist denn los mit Ihnen? Wachen Sie doch auf; Sie schlafen ja. Was wollen Sie trinken?“

„Könnte ich vielleicht ein Glas Milch haben?“

„Ein Glas Milch? Was ist denn los, Alter? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Nicht sehr; nein; das heißt, das heißt — ich verhungere.“

„Verhungern? Rasch, kommen Sie hier herein in die Stube, daß wir Ihnen was zu essen geben. Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?“

„Ach, es wurde mir zu schwer, das zu sagen.“

William führte den „Alten“ in die Hinterstube und ließ ihn dort sich niederlegen.

„Sie wollten mir nicht sagen, daß es Ihnen so schlecht geht? Warum denn? Was soll denn das heißen? Sie haben sich doch sonst, weiß Gott, nicht geniert, mich gelegentlich anzupumpen.“

„Ach ja, um zu wetten! Das ist etwas andres; aber herkommen und um ein Stück Brot betteln — verzeihen Sie, aber ich kann nicht viel sprechen, ich bin zu schwach.“

Als der „Alte“ gegessen hatte, fragte William ihn, wie es denn möglich sei, daß er so heruntergekommen war.

„Ich habe in der letzten Zeit immer Pech gehabt, immer, immer. Ich habe auf Pferde gesetzt, die bei der Probe zwei Stein mehr auf den Rücken trugen, als sie nachher zu tragen bekamen, und ich glaube, sie haben bloß darum nicht gewonnen, weil ich auf sie gesetzt hatte. Duzende von halben Kronen habe ich auf erste Favoriten gesetzt. Sie gewannen nichts. Dann setzte ich auf zweite Favoriten, aber, wenn ich drauf gesetzt hatte, gewannen regelmäßig entweder die ersten Favoriten oder Outsiders. Nein, es ist nichts mehr zu machen. Wenn das Glück einen erst mal verlassen hat — dann ist es aus!“

„Ja, das kommt aber bloß davon, daß man den Mut verliert und dann anfängt, wie verrückt ins Blaue hinein zu wetten. Das ist eben das Gute beim Buchmacher. Er wettet nach bestimmten Principien, nicht nach verrückten Phantasien.“

Nun erzählte der alte John, wie er auch sonst noch vom Pech verfolgt worden sei. Seine Stelle im Restaurant hatte er verloren, aber keineswegs durch eigne Schuld, denn er hatte seine Arbeit stets gut besorgt. „Aber,“ sagte er, „sie mögen alte Stellner nicht leiden; die Kunden behaupten, daß alte Stellner schlecht aussehen. Wahrscheinlich lag das mehr an meinen zerlumpten Kleidern — und daran, wissen Sie, daß man zu Hause auch nicht die Bequemlichkeit hat, sich ordentlich sauber zu halten. Es ist uns in letzter Zeit recht schlecht gegangen, es wurde uns so schwer, das bißchen Miete zu zahlen, daß mein schwarzer Rock und meine Weste verfest werden mußten. Also Sie sehen, wenn ich schon das Glück gehabt hätte, in den letzten Tagen eine Stelle in der Ausstellung oder sonstwo zu bekommen, so hätte ich sie nicht mal annehmen können, weil ich nichts anzuziehen hatte. Es ist schrecklich, daß mir so etwas passieren muß, nachdem ich vierzig Jahre und mehr in den besten Häusern Haushofmeister gewesen bin, mit fünfzig Pfund pro Jahr, und immer 'nen Diener in Livree und 'nen Diener unter mir, denen ich mir so zu befehlen brauchte. Aber es giebt noch viele andre, die ähnliches Unglück haben. Bedienter sein ist doch eben nur 'ne armselige Sache. Ihr beide könnt lachen. Ihr habt Euch hübsch früh davon zurückgezogen! Und was wird schließlich das Ende von alledem sein? Doch nur das Armenhaus. Ich bin nun schon so müde und matt; mir ist eigentlich alles einerlei.“

Seine Stimme verlor sich in einem undeutlichen Gemurmur. Von seiner Frau sagte er gar nichts. Seine Unlust, von ihr zu sprechen, gehörte mit zu der Unlust, die es ihm bereite, überhaupt von seinen Privatangelegenheiten zu reden. Die Unterhaltung wandte sich nun wieder zu Sarah zurück; man sprach viel von dem strengen Urteil, und William erwähnte auch, wie die Bemerkungen des Richters die Wachsamkeit der Polizei anzuwehren würden, und wie schwer es nun sein würde, sein Wettgeschäft fortzuführen, ohne entdeckt zu werden.

„Ja, es ist ein großes Unglück, ein großes Unglück!“ sagte der alte John. „Sie müssen von jetzt an furchtbar vorsichtig sein; immer wissen, mit wem Sie wetten; und jedem, den Sie nicht genau kennen, die Wette einfach verweigern.“

„Oder lieber das ganze Wetten überhaupt aufgeben!“ sagte Esther.

„Das Wetten aufgeben?“ sagte William; sein Gesicht rötete sich, und er geriet allmählich in Wut. „Gebe ich Dir vielleicht nicht ein behagliches Heim? Fehlt's Dir an Kleidern oder an sonst etwas? Na, wenn Du das zugeben mußt, so finde ich, kannst Du auch Deine Meinung lieber für Dich behalten und brauchst Deine Nase nicht in Deines Mannes Geschäft rein zu stecken. Es giebt genug Bibelklaffen und Brüdergemeinden, wo Du hingehen kannst, um Deine Predigten zu halten.“

William hätte wohl noch mehr gesagt, aber sein Neger hatte einen neuen Hustenanfall in ihm hervorgerufen.

Esther warf ihm einen Blick zu, sagte nichts und verließ das Zimmer.

„Sie haben einen bösen Husten,“ sagte der alte John.

„Ja,“ sagte William, und er trank ein wenig Wasser, um den Hustenreiz zu bekämpfen.

„Ich werde wohl mal zum Doktor gehen müssen; so ein

Suffen macht einen ganz nervös. Meine Frau ist in 'ner hübschen Laune, was?"

Der alte John gab keine Antwort; er hatte die Gewohnheit, häuslichen Differenzen, denen er bewohnte, gleichsam niemals zuzuhören, namentlich solchen, an denen Frauen beteiligt waren; denn Frauen waren nun mal eine Spezies der Menschheit, die er absolut nicht verstehen konnte. Die beiden Männer redeten noch weiter ein langes und breites miteinander über die Gefahr, in welche der „Kings Head“ durch diese Bemerkung des Richters gekommen sei, und sie betrachteten und beleuchteten nun die Sache von allen Seiten. Sie sprachen auch von der Ungerechtigkeit des Gesetzes, die den Reichen das Wetten erlaubt und es den Armen verbietet. Sie erzählten eine Menge Anekdoten, aber keiner von beiden sagte auch nur ein Wort, das ein neues Licht auf die Sache geworfen hätte; und als der alte John sich endlich erhob, um zu gehen, sagte William kurz:

„Wenn ich mich und meine Familie ernähren will, so muß ich wetten; das einzige, was ich thun kann, ist, mich vorzusehen, daß ich nicht mit ganz Fremden wette.“

„Na, wenn Sie dabei bleiben, meine ich, wird man Ihnen auch nichts anhaben können,“ sagte der alte John und setzte seinen mächtigen, fettigen Hut auf, der um drei Nummern zu groß für seinen Kopf war; er wandte seine Gestalt, die in dem schlecht geschnittenen, zerfetzten, langen Gehrock geradezu grotesk aussah, zum Gehen. —

William hatte in der That die Absicht, es zu seinem Princip zu machen, nicht mit Fremden zu wetten; aber die Principien eines Menschen scheitern oft, wenn man sie praktisch betätigen will. Drei Monate hatten Williams Principien wacker stand gehalten gegen jede Versuchung. Wieder und wieder hatte er ihm angebotene Wetten mit Fremden abgelehnt, bis endlich doch der Tag kam, an dem er sich hinreißen ließ und Geld von einem Manne nahm, den er hin und wieder in seinem Lokal gesehen hatte, der ihm aber doch eigentlich fremd war; er hielt ihn jedoch für sicher.

Es war dies die That eines augenblicklichen Impulses gewesen. Aber kaum hatte er die beiden halben Kronen in Papier gewickelt, auf das Papier den Namen des Pferdes geschrieben und das Päckchen in den Schiebkasten gelegt, als er auch schon fühlte, daß er unrecht gethan hätte.

Der große breitschultrige Mann im schwarzen Anzug, mit glatt rasiertem Gesicht, trank sein Bier ruhig aus und verließ gleich darauf das Lokal. Dieser Umstand ersahen William sofort verdächtig, aber nun war es zu spät, die Sache zu reparieren.

Drei Tage später, so zwischen zwölf und ein Uhr mittags, gerade um die Hauptgeschäftszeit, als das Lokal voller Menschen war, hörte man plötzlich den Ruf: „Die Polizei!“

Es wurde rasch ein Versuch gemacht, den Kasten mit den Wettgeldern zu verbergen, und einige wollten entweichen; für beides war es zu spät.

Ein Wachtmeister und ein Schutzmann verboten jedem, das Haus zu verlassen, welches zum Ueberfluß auch noch von außen durch Polizeimannschaften bewacht wurde.

Die Namen und Adressen sämtlicher Anwesenden wurden aufgeschrieben, eine Hausdurchsuchung wurde angestellt, die Päckchen mit Geld und die Wettbücher wurden entdedt und konfisziert. Und alle, die dort waren, mußten mitmarschieren nach der Hauptwache in Marlborough Street.

Am nächsten Tage war folgender Bericht darüber in den Tagesblättern zu lesen:

„Ein Wetthaus in Bestand aufgehoben! William Latch, Besitzer des Wirtshauses zum „Kings Head“, Dean Street, Soho, wurde angeklagt, sein Schanklokal zu dem verbotenen Geschäft des Wettens mit seinen Kunden daselbst zu benutzen. Thomas William, fünfunddreißig Jahre, Billardkellner, Gauden Street, Battersea; Arthur Henry Parsons, fünfundzwanzig Jahre, Kellner, Northumberland Street, Marylebone; Joseph Stach, zweiundfünfzig Jahre, Gentleman, High Street, Normood; Philipp Hutchinson, Grüntrahändler, Bifey Road, Fulham; William Lann, Klavierstimmer, Standard Street, Soho; Charles Keiley, Butterverkäufer, Green Street, Soho; John Mandel, Frith Street, Soho; Charles Müller, vierundvierzig Jahre, Schneider, Marylebone, Lane; Arthur Bartram, Papierhändler, East Street, Buildings; William Burten, Sattler, Blue Lion Street, Bond Street, wurden sämtlich beschuldigt, das Lokal des „Kings Head“ zum Zweck des Wettens besucht zu haben. Die Polizei gab noch fernere Informationen über das Zimmer im ersten Stock, in welchem weit über die

gesetzlichen Polizeistunden hinaus stets getrunken und gewettet wurde.

Unglücklicherweise erinnerte sich die Behörde daran, daß ein Dienstmädchen, welches das Silberzeug seiner Herrschaft verfehlt hatte, um sich Geld zum Wetten zu verschaffen, gerade im Lokal des „Kings Head“ arretiert worden war. Infolge aller dieser Dinge wurde William Latch eine Geldbuße von hundert Pfund auferlegt.“

Wer hatte die Anzeige gemacht? Das war nun die Frage.

Der alte John saß in seiner Ecke, ruhig seine Pfeife rauchend. Journeyman lehnte mit dem Rücken an der gelbgemalten Thür und streckte seine langen Beine vor sich hin. Der breite Stach mit seinem roten Gesicht stand tief in Gedanken versunken daneben.

„Ach!“ sagte William, „wenn ich den verfluchten Hund nur kenne, der uns angezeigt hat!“

„Haben Sie denn gar keine Ahnung, wer es ist?“ fragte Stach.

„Da war mal so 'n Kerl von der Heilsarmee hier vor einigen Monaten, der wollte meiner Frau einreden, daß das Wetten hier die ganze Nachbarschaft ruinierte, und daß es aufhören müßte. Vielleicht ist es der gewesen!“

„Sie fordern aber doch keinen zum Wetten auf; es thut doch jeder was er will!“

„Tut jeder was er will? Nein, das thut heutzutage fast keiner. Da giebt's einen Temperenzverein und einen Unschuldsverein, und einen Antispiellöhlenverein, und noch mehr so schöne Sachen! Und was thun die? Nun, die verfolgen den einzigen Zweck, es den Leuten unmöglich zu machen, das zu thun, was sie wollen.“

„So ist es,“ sagte Journeyman. Stach erhob sein Glas zu den Lippen und sagte: „Na, auf gut Glück!“

„Glück!“ sagte William, „wo soll denn das wohl herkommen? Wir scheinen jetzt auf einmal alle zu verlieren. Ich möchte nur wissen, wo das Geld bleibt. Einer muß es doch gewinnen! Ich glaube wahrhaftig, es liegt das an dem Haus hier; das hat nun mal Pech gehabt und wird immer so bleiben. Ich muß gestehen, am liebsten möchte ich hier ganz raus — je schneller — je besser!“

Die Unterhaltung verstummte. Endlich brach Stach wieder das Schweigen.

„Wird denn hier nun wirklich nicht mehr gewettet werden?“

„Ich sollt' es meinen, nachdem ich hundert Pfund Strafe bezahlt habe! Glauben Sie, ich hätte Lust, das noch einmal zu thun? Sie haben doch gehört, wie der Kerl über Sarah gesprochen hat, daß sie hier gerade gefaßt werden mußte und so weiter.“

„Ich finde, daß das mit der ganze Geschichte überhaupt nichts zu thun hat!“

„Die hat doch das Silberzeug nicht genommen, um wetten zu können,“ sagte Journeyman, „sondern weil ihr Schatz ihr versprochen hatte, sie zu heiraten.“

„Warum haben Sie denn eigentlich den Rennsport verlassen?“ sagte Stach.

„Meiner Gesundheit wegen. Ich hab' mich mal unterm Rempton fürchterlich erkältet; da mußte ich den ganzen Tag bis an die Knöchel im Schmutz und in der Nässe stehen, und die Erkältung bin ich nicht wieder los geworden.“

Either war dafür, das Haus, wenn möglich, zu verkaufen und aufs Land hinaus zu ziehen. Nun aber stellte es sich heraus, daß durch den Umstand, daß der „Kings Head“ als Wetthaus bestraft worden war, die Chancen für einen günstigen Verkauf sich bedeutend verringert hatten. Man mußte nun mindestens ein Jahr warten; wenn während dieser Zeit das Geschäft nicht zurückginge und ihre Konzeßion erneuert würde, wären sie vielleicht im Stande, bessere Bedingungen zu erzielen. So mußte denn von nun an ihre ganze Kraft und Energie der Hebung und Besserung des Geschäfts zugewandt werden.

Either engagierte noch ein Dienstmädchen. Sie sorgte täglich für ein reichhaltiges Frühstück. Sie kaufte das beste Fleisch und die besten Gemüse, die für Geld zu haben waren. William bestellte Bier und Brantwein von so ausgezeichneten Güte, wie es in der ganzen Umgegend sonst nicht ausgeschenkt wurde.

Aber es war alles vergebens!

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Allen denen, die von einer durch die Regierung sanktionierten und geleiteten Kunst nichts erhoffen, allen denen, die trotz aller Debatten und Boxwirre, die sich gegen die Tendenzen der Großen Berliner Kunstausstellung, geleitet von den Kunstakademien und dem Verein Berliner Künstler, richteten, doch noch schwankend waren, konnte kein größerer Gefallen getan werden, als die diesjährige Ausstellung am Lehrter Bahnhof. Es ist, als wollte man die Sünden des vorigen Jahres, wo nach allgemeinem Urteil ein günstigeres Allgemeiniveau erreicht war, wo es den Anschein hatte, als sollte endlich einmal in diese Räume ein frischerer Wind hineinwehen, wieder gut machen durch verdoppelte Bescheidenheit, durch dreifach zur Schau getragene Unfähigkeit. Freilich gab man sich ja damals in eingeweiheten Kreisen auch gar nicht irgend welchen trügerischen Hoffnungen hin. Niemand nahm an, daß diese zeitweilige Auffrischung von Dauer sein würde, ein günstiges Omen für spätere, künftige Entwicklung. Was befürchtet wurde, ist eingetroffen, ärger als man es sich denken konnte.

Die Vertreter dieser akademischen Kunstausstellungen am Lehrter Bahnhof wollen es immer so hinstellen, als gäbe es Leute, die nun principieell gegen sie sind. Was hat die Kritik davon, wenn sie gegen eine solche Ausstellung protestieren muß? Wäre es nicht schöner, man könnte anerkennen? Wie bereitwillig zeigte sich die Kritik im Vorjahre, als wenigstens eine Ahnung von Kunst, wenigstens ein Wille, ein Wunsch zu spüren war. Fordert nicht eine so pomphast inszenierte Ausstellung gerade durch ihre anspruchsvolles Auftreten zur unumwundenen Kritik heraus? Es ist kein schöner Anblick, wenn die Kunst sich so hinter die Regierung steckt, nach ihrer Pfeife tanzt und dann sich dafür streicheln läßt, da es vorher Scheltworte setzte. Gefügig und willfährig sind diese Herren alle, denen irgend ein undefinierbarer Zufall den Pinsel in die Hand spielte, mit dem sie nun Gott weiß wie viel Flächen Malleinwand anstreichen.

Man sehe sich den Katalog an. Da kommt man vor lauter Titeln und Würden und Komitees und Kommissionen und Ersatzkommissionen und Regierungskommissionen usw. usw. nebst seitlangem Verzeichnis der Namen, deren Träger von 1848 etwa an einmal durch eine Medaille oder ein Diplom ausgezeichnet wurden, gar nicht zu dem Kern der Sache. Welche bürokratische Kleinlichkeit spricht sich darin aus. Welch' Prunkten mit Nebensächlichkeiten, das um so unangenehmer auffällt, als die Kunst durch Abwesenheit glänzt. Nun wird eine solche Ausstellung mit Bewilligung aller Mittel ins Leben gerufen, man scheidet keine Kosten, unendlich viel Säle warten darauf, das Gute aufzunehmen, so daß das Publikum täglich davon lerne und dann sich auch freue, und da bringen es diese Komitees und Kommissionen fertig, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine solche Schaufammlung von minderwertigen Produkten dem Publikum zu bieten? Rechnen sie damit, daß die Instinkte und das Wissen beim Publikum noch nicht so ausgebildet sind, daß sie fühlen, wie ihnen hier Austerkunst geboten wird? Wie soll das Publikum denn lernen? Muß es nicht schwankend werden, wenn ihnen so mit der Macht der Autorität, mit langbollen Namen etwas geboten wird, wozu die Entwicklung sie gerade befreien soll. Kein Mensch kann verlangen, daß der Laie genug Kritik in sich habe und Wissen, um hier ein Urteil sprechen zu können. Ja, mit diesen Trivialitäten, die hier zur Schau gestellt werden, schmeicheln sie gerade den Instinkten des Publikums. Das ist es aber gerade: diese Instinkte sollen verfeinert werden, das Publikum soll erzogen werden, nicht zu dem, was ihnen eigentlich fremd ist, sondern zu dem, was verborgen in ihnen liegt, vielleicht unter dem Schutt des Alltags vergraben. Freilich ist es leichter, das Durcheinander von Soldaten zu beobachten und dabei zu denken: das ist also die Schlacht von so und so, oder von dem Anblick eines süßlichen, unwahren Aktes, der auf die niedrigsten Instinkte spekuliert, sich angenehm berührt zu fühlen, oder eine hübsche Nonne, an einen Weidenbusch gelehnt, sentimental über das Wasser starren zu sehen, als sich immer darüber klar zu sein, daß Kunst eine ernste Lebensbethätigung sein soll, daß sie mit allen großen Mächten, von denen wir eine höhere Entwicklung erhoffen, zusammengehen muß und sich nicht erniedrigen darf, irgendwie und irgendwem Handelslangerdienste zu leisten. Von einem solchen Standpunkt aus gilt es die Kunst zu betrachten. Und dann will man lernen von ihr und nicht sich müßig von ihr amüsieren lassen und das noch einmal sehen, was man schon vor zehn Jahren wußte. Man muß bei einem solchen Wilde spüren, daß der Künstler irgendwie weiterkommen wollte, sich klar werden wollte, rang. Statt dessen hängen hier Bilder, von denen nichts zu lernen ist, die dem Geschmack der Menge in mnerhöchster Weise schmeicheln und mit allerlei mehr oder minder deutlichen Absichten auf irgend etwas spekulieren. Für diese Maler ist alles fertig; es giebt nichts mehr zu thun für sie. Für sie giebt es keine Entwicklung. Damit beschützen diese Leute immer wieder die guten Möglichkeiten lebendiger Kunstbetrachtung; sie halten die Kunst vom Leben fern und stellen eine Zalmkunst dazwischen. Dem Publikum wird es vielleicht schwer, das zu erkennen. Die Fülle erdrückt sie. Der Klang der Namen imponiert ihnen. Also es ist Pflicht der Kritik, aufs schärfste solchem Kunststumpfung entgegenzutreten. Das ist keine Kunst hier. Es fehlt jedes Arbeiten. Das ist direkter Anflug. Vor 20, 30 Jahren konnte das gelten. Das ist Krähwinkelkunst. Unterscheidet sich von der Ausstellung eines Dilettantenvereins in einem Provinznest nur der Masse nach. Es wird nur mit mehr Lärm in Scene gesetzt.

Und das Erfreuliche daran ist nur der Umstand, wie diese Herren es fertig brachten, so viel mindere Kunstware heutzutage noch aufzutreiben. Der Laie, ebenso auch der Kritiker, fragt sich immer wieder, wie es möglich ist, daß so und so viel sonst vielleicht honeste Leute so irren können in ihren Gaben, — und fängt dann wohl an zu zweifeln. Es ist aber so, und jedes Jahr beweist es von neuem, und das Unerklärliche — hier wird es gethan.

Es wird bei Erörterung solcher Fragen von gegnerischer Seite immer der Versuch gemacht, die Sache so hinzustellen, als handle es sich im Grunde immer nur um eine Parteimahne für oder gegen die Seceffion, für oder gegen sie, die Akademie, den Verein Berliner Künstler. Weiterhin wird dann der Gegensatz hineingetragen: alte Kunst — neue Kunst. Das ist ganz falsch und verwischt die strittigen Punkte und spielt die Erörterung sachlicher Fragen auf persönliche Gebiet. Es handelt sich hier nicht um Personen und nicht um Akademie und nicht um Seceffion; daß diese Fragen hier überhaupt in Betracht kommen und genannt werden, ist schon ein Zeichen, daß irgend etwas hier nicht richtig ist. Es giebt auch keinen Gegensatz zwischen alter und neuer Kunst. Es giebt eben nur die Kunst, und wer nach ihr strebt, der heißt eben Künstler. Wer aber anderen Idealen nachläßt und schöpferisch sich nicht bethätigt, sondern im trivialen Nachahmen nichtkünstlerischer Neuberlichkeiten sich erschöpft, der verdient eben den Namen Künstler nicht, mag er sonst Professor sein, mit Orden geschmückt und mit Ehren überhäuft. Diese Herren meinen immer, wenn man sie nicht anerkennen will, wäre man gleich mit Haut und Haaren der Seceffion verrieben. Sie kennen eben nur dieses Persönliche und wollen ganz übersehen, daß Kunst über den Parteien steht. Es kann einer dreist der Seceffion angehören und kann doch nur ein hohler Modemittläufer sein. Und wir, gerade wir, wünschten sehr, daß — was auch möglich wäre — die Herren am Lehrter Bahnhof zeigten, daß es auch bei ihnen gute Kunst giebt. Es giebt ja viele Künstler, die ihren Höhepunkt schon hinter sich hatten und mit Recht guten Ruf genossen, ehe die Seceffion da war. Diese Alten, denen Kunst Herzens- und Ehrensache war — weshalb gingen sie denn von ihnen? Da muß doch wohl etwas nicht richtig sein. Denn sonst bleibt doch Alter bei Alter und Jugend bei Jugend. Auch bei der Seceffion giebt es manches zu bemängeln und zu be dauern und man könnte sich manches anders und besser denken. Gewiß. Jedoch im ganzen merkt man doch, daß da ein ehrliches Streben vorhanden ist, daß keine offiziellen Rücksichten die Entwicklung hemmen und daß die Kunst da oben steht und geachtet ist. Nicht von einem voreingenommenen Standpunkt wird hier eine solche Ausstellung, wie die am Lehrter Bahnhof bebauert, sondern vom allgemeinen-künstlerischen Standpunkt. Und darum spielen wir auch nicht irgend welche modernen Schlagworte, die bestimmten Richtungen, das Wort reden sollen, gegen sie aus, sondern wünschen nur, trotz allem, der Kunst zuliebe, daß auch in die Große Berliner Kunstausstellung endlich der Geist einziehen möge, dem dem Namen nach diese Räume geweiht sind. Es giebt keine Unterschiede zwischen alter und neuer Kunst. Wohl aber giebt es Unterschiede zwischen Unvermögen und Können oder wenigstens Streben. Gerade eine alte Kraft, die seit in sich ruhte und unbeirrt ihre ganze Persönlichkeit hineinstürmen ließe in künstlerische Schöpfungen, an der würden wir uns ja freuen und würden uns wenig darum kümmern, ob diese nun mit dem ganzen Raffinement modernster Technik wirtschaftet oder sich mit dem bewährten Rüstzeug traditioneller Malweise begnügt.

Zwei Drittel der ausgestellten Bilder sind mit dieser allgemeinen Erörterung erledigt. Es läßt sich über sie nur im allgemeinen reden.

Will man die Behauptung, daß die wahre Kunst über den Parteien Seceffion und Große Berliner Kunstausstellung steht, erhärten, so braucht man nur den Namen *Lenbach* zu nennen. Er ist ein gutes Beispiel dafür. Am Lehrter Bahnhof hat er einen ganzen Saal für sich. Er geht gewiß nicht mit den Modernen, das wird niemand von ihm glauben. Hat er doch seine Abneigung gegen die Seceffion oft genug bekant. Nun zeigt er sich obendrein hier noch, im ganzen genommen, von sehr vorteilhafter Seite. Es tritt das Manierierte, Affektirte bei ihm hier sehr in den Vordergrund und das wirklich Feine kann man hier nicht recht bewundern. Es steht hier so sehr viel nach Arrangement, nach Theater aus. Er springt mit den Menschen um, als wären sie Leppiche oder schöne Stoffe, die er drapiert. Seinem Kinde mit den blonden Locken zieht er eine Rüstung an und malt es so. Er würde sicher nicht auf die Idee gekommen sein, hätte er nicht seinen Membrandt, der es ähnlich machte, so getreu studiert und jahrelang kopiert, und andre Bilder wieder mahnen sehr eindringlich an Tizian. Aber trotzdem — trotz aller Anlehnung — war es doch eine Persönlichkeit. Er ahmte nicht slavisch nach. Sondern es gelang ihm, mit den Mitteln der Vergangenheit ein Neues zu geben, in dem er sich ganz ausschöpfte. Mögen wir das Ganze als verlorenen Posten ansehen, da er nichts Lebendiges giebt, so müssen wir doch zugeben, daß hinter diesen Werken ein Mensch und Künstler steht, den wir so, wie er ist, hinnehmen müssen.

Die ersten Säle enthalten, alter Gewohnheit treu, allerlei Schlachtenbilder und patriotische Bildnisse. Eines der schönsten ist das Bild „Kronprinz Friedrich Wilhelm“ zu Pferde. Die Kommission muß dieses Bild für ein ganz besonderes Kunstereignis gehalten haben. Denn sie gab ihm selbst im Grenzsaal noch einen besonders begünstigten Platz, wodurch die Minderwertigkeit noch in ganz besonders helles Licht gerückt ist. Wie die meisten Künstler hier weiß auch Hans *Kronawalski* von Licht und Lust nichts. Er

pinself die Konturen bunt aus, wie ein Schuljunge seine Vorlagen austauscht, jeglichen künstlerischen Gefühls für Farbenwerte bar. Dem Ganzen fehlt er dann die Krone aus durch den Vermerk, den er auf das Bild setzt „Nach dem Leben gemalt“. Freilich würde sonst niemand darauf kommen.

Die ganze Lust hier scheint Anstehungsgefahr in sich zu bergen. Sonst kann ich es mir nicht erklären, wie ein früher tüchtiger, strebsamer Maler so verflacht wie Starbina. Früher zu den Fortschrittlichen gehörig, malt er jetzt recht und schlecht Hofbilder genau so fade und inhaltslos wie immer. In der „Sigung der Schiffsbauttechnischen Gesellschaft“ sehe man sich diese Köpfe der Marine-Offiziere an, wie leer, wie unfertig sind sie gegeben. Wie trivial wirkt die „Hofball-Erinnerung“. Oder er malt „Die Bethlehems-Kirche am heiligen Abend“. Speziell am heiligen Abend muß das sein. Starbina scheint rettungslos gesunken.

Auch Schlichting geht Wege, die ihn abseits führen. Es wird von ihm eine Broschüre an den katolischen verkauft, in der er allerlei von Regierung und Kunst-Ausstellung munkelt. Schlichting erhielt einen ganzen Saal für sich. Er ist ein guter Zeichner. Die Farbigeit, die er hat, wirkt oft etwas banal. Italien ist ihm weiter nichts, als eine sehr bequeme Gelegenheit zur Anfertigung massenhafter Skizzen, die oft so sachlich und eindrucklos bleiben wie Photographien. Mädchen helfen oft über die Leere hinweg. Wie roh ist oft die Luft behandelt, die Wasser-Atmosphäre, die doch so leicht die Farben auflöst. Er holt nicht viel mehr heraus, als die üblichen, grellen Italienbilder uns bringen, wo das Gegenständliche die Kunst ersetzen muß.

Offenbar haben die hiesigen Künstler selbst den Ansprüchen nicht mehr genügen können, eine genügende Anzahl sogenannter „Ausstellungsschönen“ zu liefern, die eine halbe Saalwand bedecken, und haben sich insgedessen eine ganze Serie Budapest verschrieben, Wenczur, Bihari, Feszty u. a. Da sehen wir nun die uns so sehr interessierende ungarische Geschichte quadrameterweise illustriert.

Auch der Spanier Sorolla y Bastida malt solche Bilder, die durch Flächenaufwand imponieren wollen. Bei ihm ist aber wenigstens noch ein Gefühl dafür vorhanden, dementsprechend die Farbe leuchten zu lassen, Kontraste hineinzubringen, kurz, das ganze ein wenig vom malerischen Gesichtspunkte aus anzusehen. Ihn reizt die helle Farbe, die er in festen Flächen gegen einander setzt, gelb gegen blau. Im Ehrensaal hängt ein „Bauernhof“ von Röschling, der ein wenig zu kraß und unnatürlich in den Farben ist. Besser ist der „Herbstmorgen“ (Saal 30). Kocholl (Düsseldorf) bestrebt sich wenigstens, dem Militärbild einige Qualitäten abzugewinnen. Ihn reizt hier die Farbe, nicht der Gegenstand. Unglaublich ist das blutrünstige Machwerk von Werner Schuch „Episode aus der Schlacht bei Dennewitz“, ein Oberst wird auf durchgehendem Gaul mit durchschlagener Zügelfaust flüchtend, gefangen. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

— Justizkuriosa aus dem Königreich Hannover. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: In einer Nummer des „Klabberadatsch“ aus dem Anfang der sechziger Jahre sagt Schulze zu Müller:

„Du müssen wir uns uffs Sterben jesaßt machen; id hab' es jesehen: Im nächsten Monat jehst de Welt unter!“

Müller antwortet: „Id jehse nich mit unter; id reise nach Hannover, da find se noch hundert Jahre zuriid!“

Politisch traf dies zu, aber in seiner Rechtspflege war Hannover damals allen andren Staaten weit voraus. Mündlichkeit des Verfahrens und Schöffengerichte kannte man dort schon lange vor der Einverleibung, aber die Kleinheit der Verhältnisse und die Weltabgeschlossenheit der kleinen Gerichtsstäte in der noch nicht von Eisenbahnen durchkreuzten Lüneburger Heide ließ manch ergöhliches Justizkuriosum entstehen, das den Vorzug hat, nicht erfunden zu sein.

Bei einem kleinen Gerichte war ein neuer, sehr wohlhabender Assessor eingetreten, der einen erbitterten Prozeß um einige Groschen an Wert dadurch beendigte, daß er jeder Partei einen Thaler auszuhändigen und sie dann durch den Gerichtsdienner schleunigst entfernen ließ. Am nächsten Gerichtstage befanden sich über fünfzig Menschen im Vorzimmer, welche erklärten, mit einander Prozesse zu haben, die sie sofort verhandeln wollten (ein noch heute zulässiges, wenn auch selten geübtes Verfahren). Der Assessor lädelte verschmigt, als er dies erfuhr. Offenbar war seine Art, Prozesse zu beendigen, im Bezirk bekannt geworden. Er trat in die Thür und las aus der Prozeßordnung vor:

„Wer einen andern bößwilligertweise verklagt oder ächtantiert, wird mit Geldstrafe bis zu zehn Thalern oder mit Gefängnis bis zu acht Tagen bestraft!“

Dann zog er sich zurück und schloß die Thür. Als er sie nach einigen Minuten wieder öffnen ließ, waren noch — drei Parteien anwesend.

Bei demselben Gerichte wird wohl noch heute eine Rechnung aufbewahrt, die der Beklagte aufgestellt hatte. Der Kläger, Vermieter der vom Beklagten benutzten Wohnung, hatte eines Abends in der Trunkenheit auf der Hausdielen einen fürchterlichen Lärm ge-

macht und den Beklagten bedroht, so daß dieser und sein Sohn in Angst geraten waren. Wortlaut der Rechnung:

„Gegenrechnung des K. für Kläger: Eine Nacht Todesangst ausgestanden, zwei Mann a 1 Thaler gleich 2 Thaler.“

Ich hoffe auch, daß die Prozeßakten dort noch existieren, die anlässlich des Schützenfestes entstanden sind. Während des Festes kam es nämlich zwischen zwei Bürgern zum Streit über den letzten Schuß auf die Königscheibe. Urteil:

„Der Beklagte wird verurteilt, den Kläger als Schützenkönig anzuerkennen.“

Bei einer Beerdigung zur Winterszeit hatte ein älterer kahlhäuptiger Mann während des auf dem Friedhofe gesprochenen Segens den Hut nicht abgenommen, um sich nicht zu erkälten. Der Missethäter wurde auf Grund irgend eines Strafgesetzes angeklagt. Der bigotte Pastor war der Hauptzeuge.

„Denken Sie, meine Herren,“ sagte er u. a., „der Angeschlagte behielt den Hut auf dem Kopfe, während ich den Segen sprach!“

Der Angeschlagte fiel ihm ins Wort: „Herr Pastor, ist der Segen gut, geht er auch durch den Hut!“

„Bravo! Angeschlagter,“ rief der alte Oberamtsrichter W., „Sie werden hiermit kostenlos freigesprochen!“ —

Völkerrunde.

c. Wie der Tibetener zu seiner Frau kommt. „Wenn die Heiratsceremonie vorüber ist,“ erzählt der forschungsreisende Sarat Chandra, „lehrt die zum erstmal aus den Händen ihres Eroberers befreite Braut zu ihren Eltern zurück, die angeblich nicht wissen, was sich vorher ereignet hat. Nach zwei oder drei Tagen kommt ein „parmi“, Vermittler, um die Streitigkeiten mit den Eltern beizulegen. Er bringt in der Regel drei Dinge, eine Flasche Arrak, ein geschlachtetes Schwein und eine Silbermünze als Geschenke für die Eltern der Braut. Wenn er ihnen die Sachen schenken will, müssen sie in Wut geraten und drohen, ihn zu schlagen, worauf er sie bittet, das nicht zu thun und dann versucht, sie durch das Geschenk einer weiteren Ruppe zu besänftigen. Dann fragen sie in ärgerlichem Tone: „Warum hast Du unsre Tochter gestohlen?“ und ähnliche Fragen. Wenn ihr Zorn — programmäßig — nachgelassen hat, bezahlt er den Preis für die Braut, der nach dem Wert des Bräutigams zwischen 10 bis 120 Rupien schwankt; aber in allen Fällen ist ein Schwein obligatorisch. Dann wird auch den Dorfältesten ein weiteres Geschenk von 12 Rupien oder von Waren in diesem Werte gemacht.“

Humoristisches.

— Bei Parvenus. Nordpolforscher: „... Leider ist es auch mir nicht gelungen, bis zum Nordpol vorzudringen.“

Die Dame des Hauses: „Nun, das eilt ja nicht so, das hat ja schließlich auch Zeit bis zu meiner nächsten Coiree!“

— Aus der Rolle gefallen. In dem kleinen badischen Ort Appenweier, welcher als Uebergangstation einen ziemlich ausgedehnten Bahnhof besitzt, war vor Jahren ein wegen seiner kolossalen Stimmmittel in weitem Umkreis berühmter Bahnhofsportier. Außerordentlich wirkte der Mann als „Bass“ im Kirchenchor. Eines Sonntags, nach vorhergegangenem Nachtdienst, hatte der Herr Portier das Malheur, in der Kirche einzumüden. Durch einen Rippenstoß seines Nachbarn aus seinen Träumen unsanft gewedt, ließ er an Stelle des Chorals ein donnerndes „Einsteigen nach Doss, Baden, Rastatt, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim!“ in die Kirche hinausdröhnen. — („Jugend“.)

Notizen.

— Die „Elektra“-Aufführung des Akademisch-Litterarischen Vereins ist auf den Anfang der nächsten Saison verlegt worden. —

— Maxim Gorlis neues Schauspiel „Sommergäste“ wird zu Beginn der kommenden Spielzeit im Kleinen Theater aufgeführt werden. —

— Im handschriftlichen Nachlaß Anton Dvorjaks befinden sich drei vollständige Sinfonien; über ihre Veröffentlichung wird die Familie entscheiden. —

— Die neue Ausstellung des Künstlerhauses (Vellebuestraße 3), „Kunst von Alt- und Neu-Berlin“, wird nur Werke enthalten, deren Motive Berlin behandeln. —

— Das Kunstgewerbe-Museum hat bei der Versteigerung der Japan-Sammlung Gilot in Paris wertvolle Farbenholzschnitte erworben, die in einigen Monaten öffentlich ausgestellt werden sollen. —

— Die Insel Island hatte am 1. November 1901 insgesamt 78 470 Einwohner; in dieser Zahl sind 4933 vorübergehend anwesende Personen mit inbegriffen. —

— Die Notpustel-Krankheit der Bäume und ihre Bekämpfung“ heißt ein neues, von der Biologischen Abteilung des kaiserl. Gesundheitsamtes herausgegebenes Flugblatt. Die Notpustel-Krankheit wird verursacht durch einen Pilz, der im Innern der erkrankten Bäume vegetiert und aus den getöteten Zweigen und Ästen in Form von leuchtend roten Knötchen hervorbricht. — Das Flugblatt ist zum Einzelpreis von 5 Pf. bei der Verlagsbuchhandlung P. Parey, Berlin, Hedemannstr. 10, käuflich. —